Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 48 (1944-1945)
Heft: 18

Artikel: Eine Nacht am Obergabelhorn (4073 m)
Autor: Meyer, Oskar Erich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671421

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

feld hinab. Er weiß es nun schon, der kleine Däumling: Nach einer Woche, wenn jene dort unten bereits auf den gegenüberliegenden Engelhörnern umherklettern, kommen wieder andere Bleichgesichter schwatzend zu ihm herauf und gehen still und glücklich wieder hinab — und er läßt sich von einem weichen Wolkenfetzen die scharfe Gratkante liebkosen und horcht in die ewige Bergstille hinaus.

hm.

Eine Nacht am Obergabelhorn (4073 m)

Von Oskar Erich Meyer

Zermatt. Leise rieselnder Regen. Wie ausgestorben ist das Dorf. Den wenigen, die aus den letzten Augusttagen ihre Hoffnung auf gutes Wetter in den September hineingetragen haben, schlägt es naß entgegen, so oft einer, den Himmel prüfend, vor die Türe tritt. Verlassen liegt die Straße. Das eintönige Plätschern der Wasserstrahlen aus den Dachrinnen füllt die Stille. Rings nur Wolken und Nebel, in deren Grau alle Kontraste erstorben sind.

Wo ist das Zermatt der Mondscheinabende geblieben, das Knistern der Seide neben dem Klappern der stahlbeschlagenen Schuhe, schwimmend in rauschender Musik, der im Bogenlicht phantastisch beleuchtete Kampf der Riesenhotels gegen die zäh sich wehrenden Holzhütten mit ihren verräucherten Balken? Und über dem allem, schwarz aus dem blausilbernen Himmel heraustretend die große Sphinx, um die sich das vielsprachige Treiben dreht: das Matterhorn, in dem eines übermenschlichen Bildners Kraft zu ewiger Ruhe erstarrt ist ...? — Wie ein gewaltiger Strom sind die Wolken von den Höhen geflossen, alles mit ihrem Grau überflutend, was die Menschen im bunten Spiel der Kontraste zusammengestellt.

Drei Sonnentage und drei Viertausender — dann ein Rasttag und drei Regentage. Nun sitzen wir untätig den vierten Tag unter der Veranda der „Confiserie". Meine Ungeduld ist aufs höchste gestiegen. Eben kehre ich von einer „Wetterexpedition" zurück, habe festgestellt, daß es noch mehr gießt als zuvor, und verkünde: „In einer Stunde gehe ich aufs Trifthaus." — „Viel Vergnügen", tönt es zurück, und mit größter Ruhe schiebt mein Gefährte ein neues Stück Kuchen in den Mund. Daß mein Ausspruch so wenig ernst genommen wird, empört mich aufs tiefste, und fast feindlich fahre ich fort: „und morgen mindestens auf die Wellenkuppe!" Hierdurch erzwinge ich die zweihundertste Diskussion über das Wetter. Und wirklich, während ich wider mein Gewissen behaupte, es kläre sich auf, guckt ein kleines, ganz kleines Stückchen blauen Himmels durch das Grau. Und dieses kleine Blau fällt wie Tau auf unsere Tatkraft und vertreibt den ärgsten Feind des Bergsteigers: das zögernde Wägen und schwankende Überlegen. Wie junge Saat blüht aus unserer Seele der Entschluß: Wir gehen! — Zindler vertilgt noch so viele Kuchen, als es die kurze Frist erlaubt; dann schleppen wir unsere Rucksäcke langsam hinauf zur Trift. Noch einmal lacht uns der kleine blaue Teufel vom Himmel herunter an — dann zieht er sich höhnisch zurück: ich hab' sie gefangen! Und nässend umwogt uns der Nebel.

Graugelb rauscht unter uns der Bach. Da auf einmal: ein zerschrundeter Gletscher, dahinter eine dreieckige, an der Spitze gekerbte Riesenwand, das Gabelhorn, und rechts hinten, schlank und düster, das Rothorn ... Das ist der zweite trügerische Lockruf der Höhen. Wieder fällt der graue Vorhang, aber das Bild haftet verführend in unseren Herzen.

Nur wenige Stunden habe ich unruhig geschlafen, da pocht es gegen drei Uhr unbarmherzig an die Tür. Schon keimt ein schwächlicher Gedanke an schlechtes Wetter wie Hoffnung in mir auf, ich würde weiterschlafen können, da höre ich die Wirtin wohlmeinend versichern, kein Wölklein stehe am Himmel. Das war der dritte und lauteste Sirenenruf der Berge — und ahnungslos gingen wir in die Falle.

Warm weht es uns entgegen, als wir eine Stunde später ins Freie treten, aber klar wölbt sich der Sternenhimmel über uns. Die Laterne in der Hand, vornübergebeugt, folgen wir mit wah-

ren Indianerinstinkten der spärlichen Spur, die zu den Moränenmassen emporleitet, die Trift- und Gabelhorngletscher vor sich her geschoben haben.

Bei Tagesgrauen nähern wir uns dem Einschnitt, der die Zungen der beiden Gletscher trennt. Hier halten wir längere Rast. Mein Gefährte sprach von einem Schneehang, über den er den Gabelhorngletscher gewonnen habe. Davon ist nichts zu sehen. Wären wir ein paar hundert Schritte südwärts gegangen, so hätten wir statt dessen einen harmlosen, etwas versteckten Geröllhang gefunden. Von unserm Standorte sehen wir nur glattgeschliffene, schlechte Felsen zur Linken und rechts daneben die steile Zunge des Triftgletschers. Um nicht durch Rekognoszieren unnötig Zeit zu verlieren, mache ich den Vorschlag, über diese Zunge anzusteigen und dann nach links querend den Gabelhorngletscher zu gewinnen. Dies war ein Fehler, nur ein kleiner, der aber beim Abstieg einen zweiten nach sich zog, die uns vereint das Tor der Nacht vor den Augen zuschlugen, ehe wir das schirmende Trifthaus erreichten.

Mit meinen neuen Steigeisen klimme ich leicht das steile Eis empor und versichere mit dem Seil meinen Gefährten, der auf seinen abgeschliffenen Zinken mühsam nachbalanciert. Einige unvorhergesehene Klüfte verlängern den Quergang etwas, dann betreten wir den wenig geneigten Teil des Gabelhorngletschers über seine Zunge. Eine kurze Obermoräne leitet uns in den Bereich des Firns, und während wir langsam unter den Hängen der Wellenkuppe emporsteigen, wehen die ersten Wolken grau unter das Obergabeljoch. Scheinbar lotrecht und wie aus einem Guß wächst die Wand unseres Berges aus dem obersten Firnbecken heraus; aber je mehr wir uns nähern, desto mehr gliedert sie sich, und bald erkennt das Auge, das sich nicht täuschen lassen will: wenn uns eine Macht den Weg zum Gipfel wehrt, so sind es nicht die steil aufgetürmten Felsen — nur die Wetterwolken, die sich immer drohender durch die Lücke zwischen Matterhorn und Dentblanche zu uns hereinwälzen. Noch können wir umkehren. Auf dem Firn sitzend, der die graue Farbe des Himmels spiegelt, halten wir Rast und Rat. Wie wir weitersteigen, schreitet der Zweifel noch neben uns her.

Nun wird auch der Schnee schlecht. Bei jedem Schritte bis an die Knie einbrechend, waten wir höchst mühsam den letzten steilen Hang hinauf, der zu den Felsen leitet. Da fallen die ersten Flocken. Wieder lauschen wir abwartend der Stimme des Wetters und schauen den Wolkenschwaden zu, die wie zerfetzte Lappen über den Zackengrat fliegen. Langsam steigen wir die leichten Stufen der untern Wand empor, immer der Rippe folgend, die zum Vorgipfel leitet. Noch einmal lähmt die zur Umkehr mahnende Stimme die Tatkraft. Da: ein Knall, hart und scharf wie ein Pistolenschuß — dumpf grollt es aus den Tälern zurück . . . Aber schon haben wir die halbe Wand. Los und drauf!

Endlich der befreiende Entschluß! Knirschend beißen die Nägel ins Gestein, steiler und steiler bäumt sich der Fels, aber alles ist fest und die Schwierigkeit wider Erwarten gering. Die Flocken wirbeln uns ums Gesicht, naß schleift das Seil hinter mir her. Eine Wandstufe, noch eine — und wolkenumwogt stehe ich auf dem Vorgipfel.

Eine Firnschneide mit doppelseitig abgebrochenen Wächten leitet an die Felsen des Hauptgipfels. Vorsichtig balanciere ich bis in die Mitte, steige auf einen Felsvorsprung hinab und lasse den Freund nachkommen, der sofort meinen Platz einnimmt. Die zweite Seillänge führt mich wieder zum Fels. Nasses Gestein, wirbelnder Schnee — hinauf, nur hinauf! Vereint betreten wir den letzten aperen Block; nur die gewaltige Wächte, die den eigentlichen Gipfel bildet, überhöht uns noch. Fieberhaft reiße ich den Pickel durch den Firn und höhle eine kurze Stufentrasse in sicherm Terrain unter der Abbruchslinie. Dann noch drei Schritte hinauf — und mit einem tierischen Jubelschrei schlage ich dem besiegten Riesen die Eisaxt flach aufs Haupt . . .

Wie eine Gigantenfaust droht einen Augenblick lang das Matterhorn durch einen Wolkenriß in unsere Siegerfreude hinein. Eilends flüchten wir hinab. Wir hasten über die unsichere Firnschneide, dann klimmen wir mit äußerster Vorsicht, mein Gefährte zuletzt, über die durch den andauernden Schneefall glitschig gewordenen Felsen hinunter.

Zwei Stunden später betreten wir aufamtend den obersten Firn. Rasch halten wir eine stärkende Rast. Dann rennen wir in langen Sprüngen den zerschründeten Gletscher hinab, um der nahen Dämmerung zuvorzukommen. Stier heftet sich mein Auge an den verschneiten Firn. Wir springen über halb offene Klüfte, winden uns durch versteckte Spaltensysteme, und kurze Rufe nach rückwärts warnen den Freund. Da plötzlich durchzuckt mich blitzartig die Erkenntnis: mit dem nächsten Schritt trittst du durch die dünne Decke ... Aber der rasende Lauf ist nicht mehr zu hemmen: mein linker Fuß versinkt haltlos, auch der rechte, bis ans Knie, bis an die Hüften — flach werfe ich mich auf den Schnee, eine Wälzbewegung nach rechts — ich rolle auf sicheres Terrain. Und weiter stürmen wir hinab, bis wir dem Firn entronnen sind ...

Wir betreten das apere Eis: der fallende Schnee mischt sich mit Regen. Sollen wir wieder den Umweg über die Zunge des Triftgletschers nehmen? — Mein Gefährte schlägt vor, gerade über die Zunge des Gabelhorngletschers abzusteigen. Nur widerwillig tausche ich die Ungewißheit gegen den wohl sicher zum Ziele führenden Umweg ein. — Steiler und steiler neigt sich das Eis, und schwarz senkt sich die Nacht auf uns herab. Kaum erkenne ich noch die groben Blöcke, in denen die Zunge untertaucht. Einen Fuß in eine Ritze verklemmt, das Seil um den Arm geschlungen, achte ich scharf auf die schattenhaften Bewegungen des Freundes, wie er, jede Unebenheit benutzend, vorsichtig die hier wohl 50 Grad geneigte Halde hinabsteigt. Da versagen seine abgenützten Eisen den Dienst, die Füße gleiten ihm weg, und pendelnd strafft sich das Seil ... Dann höre ich dumpf den Schlag der Eisaxt aus dem Dunkel. Ich schätze ab: noch 100 Meter bis zum Geröll; das macht mindestens 300 Stufen. Sofort schreie ich hinunter: „Zurückkommen! Biwak!"

Langsam steigen wir wieder hinauf bis dorthin, wo der Gletscher nahezu eben wird. Regen und Schnee peitschen uns das Gesicht. Dunkel und Nebel reichen sich die Hand. Da sehen wir vor uns einen kleinen Geröllhaufen. „Hier!" meine ich. Apathisch werfen wir die Rucksäcke ab. Nach vieler Mühe gelingt es uns, Licht zu machen und die brennende Laterne am eingerammten Pickel aufzuhängen. Ich lege den Rock ab, um die Wolljacke anzuziehen — dabei stoße ich an den Stock, und klappernd kollert die Laterne den Gletscher hinab in die bodenlose Nacht, wie in einen Keller ... Das fehlte noch! Gleichgültigkeit wohnt in unsern Mienen und Händen. Gleichgültig mache ich den Freund aufmerksam, der eben mit den Eisen an den Füßen in das dünne Seidengewebe des Schlafsacks steigen will. Gleichgültig schnallt er sie ab. Dann kriechen wir jeder bis über den Kopf in die „Regenhaut" und legen uns hin: den Oberkörper auf die kantigen Steine, die Beine aufs Eis — und lauschen dem leisen Gang der schleichenden Stunden ...

Und die erste kommt mit trübgrauem Gesicht und setzt sich neben uns. Regen und Schnee gießt sie über uns aus, und Nebel tanzen zu ihrem traurigen Gesang. Sie wartet und will nicht weichen. Und stürzt endlich ein gütiges Gesetz die zögernde in den Abgrund der Zeit, so winkt sie zuvor der zweiten. Und die Schwester kommt wie die erste im naßgrauen Gewande und mit wirbelnden Schleiern aus Schnee. Und jede macht die winkende Bewegung zu neuer Qual. — Wer es nicht erlebt hat, der kennt nicht den langen, langsam schreitenden Zug: Wie sich eine nach der andern zu dir setzt und dich anstiert mit ihren grauen, trostlosen Augen, bis dein Mut klein geworden ist. Den ersten höhnst du wohl noch ins Gesicht: „Aber den Berg hab' ich doch!" Wenn aber die letzten nach Mitternacht kommen, die schlimmsten der Schwestern, die zweite, die dritte, die vierte! Sie schweben nicht leise auf Schneeflocken und Nebel zu dir herab; auf den rauschenden Flügeln des Windes kommen die Geister der Kälte, und heimlich kriechen sie auf von der Nässe gebahnten Pfaden durch Kleider und Schuhe. Es ist nicht die nur leicht in die Haut schneidende Kälte eines klaren Wintertages, die jeder kennt, — es ist ein schleichendes Etwas, dem du wehrlos preisgegeben bist, das sich langsam, aber zäh durch Haut und Fleisch bis ins Innerste der Knochen frißt. Und es macht deine Gedanken krank und deinen Willen schwach, und leise gelobst du dir: Nie wieder so, nie wieder! — — Bis dem Sieger die siegende Sonne ersteht! Da fliehen die Schatten in

die Schluchten der Nacht zurück, die letzten Flokken tanzen in silbernem Licht, und die todesstarren Bäche schlagen die muntern Augen auf . . .

Da schütteln wir die Schwäche aus den Gliedern und machen uns zum Abstieg bereit. Aus den Schlafsäcken gießen wir das Wasser, das bei unserer schrägen Lage beständig von oben hereingesickert ist. Dann werfen wir die Rucksäcke auf, und nach wenigen Minuten haben wir den richtigen Weg über den Geröllhang gefunden.

In den warmen Strahlen der Sonne erhebt die alte Tatkraft das müde gesenkte Haupt. Abgefallen sind die grauen Schleier, die uns die nächtlichen Stunden ums Haupt gewunden.

Es wird nicht die letzte Freinacht im Eise sein. Schlimmere werden vielleicht folgen. Wir schreiten hinaus in den jungen, erwachenden Tag.

Am nächsten Morgen bummelte ich, die Hände in den Hosentachen, die Pfeife zwischen den Zähnen, stillvergnügt durch das regennasse Zermatt. Die Glocken klangen zum Sonntag. Da hörte ich hinter mir Alexander Burgeners Stimme: „Na, haben Sie diese Nacht besser geschlafen als die letzte?" Lachend stehe ich ihm Rede. Dann aber klopft er mir ernst auf die Schulter: „Sie sind noch jung, die Berge bleiben — aber die Menschen nicht!" — Das ist die schlichte Erfahrung seines langen Lebens in den Bergen. Und dankbar schüttelte ich dem Alten die Hand.

Das weiße Spitzchen

von Conrad Ferdinand Meyer

Ein blendendes Spitzchen blickt über den Wald;
Das ruft mich, das zieht mich, das tut mir Gewalt:

„Was schaffst du noch unten im Menschengewühl?
Hier oben ist's einsam! Hier oben ist's kühl!

Der See mir zu Füßen hat heut sich enteist!
Er kräuselt sich, flutet, er wandert, er reist;

Die Moosbank des Felsens ist dir schon bereit.
Von ihr ist's zum ewigen Schnee nicht mehr weit!"

Das Spitzchen, es ruft mich, sobald ich erwacht,
Am Mittag, am Abend, im Traum noch der Nacht.

So komm' ich denn morgen! Nun laß mich in Ruh!
Erst schließ ich die Bücher, die Schreine noch zu.

Leis wandelt in Lüften ein Herdegeläut:
„Laß offen die Truhen! Komm lieber noch heut."

Die Wettervoraussicht

Kurzgeschichte von Jakob Heß

Ein himmelblauer Regenmantel radelte einspännig durchs Waldtal dem Sonntagsausflugsort entgegen. Straßenschmutz kleckerte um die Kotflügel. Vom Menschenskind, dessen Eigensinn gegen Winddruck und Regenplätschern anstürmte, ließen sich nur die Nasenspitze, die Hände und die Füßchen erkennen. Die Miene der Ausflüglerin dagegen verbarg sich vor neugierigen Blicken, und das war gut so, denn der Ausdruck ohnmächtigen Ärgers verdirbt den Reiz eines sonst gar nicht üblen Mädchengesichtes.

Während die untern Gliedmassen spulten — den übermäßig strammen Waden konnte die Mühsal freilich nichts schaden — führten die Lippen ein Selbstgespräch, das unterging im Sturmesjauchzen. „Hereingefallen!" mochte es lauten. „Annemarie Ziegenhals, du glaubst doch an jeden einbeinigen Blödsinn — zum ersten an eine Wettervoraussicht, von der das glatte Gegenteil eintrifft, zum zweiten ans Wort deiner Freundinnen, die versprachen, auf alle Fälle zu kommen, selbst wenn es Goldstücke hageln sollte. Dann pflanzest du dir noch den Eigensinn wie einen Stahlhelm auf den Dickkopf und sausest trotz des Gießens los, anstatt wieder brav nach Hause zu trudeln, Ätsch! Das nächste Mal aber bin ich's, die daheimbleibt, wenn auch der Himmel vor Bläue platzt und die Sonne Löcher ins